

Gastkolumne

Wie die USA ihre Vormacht leichtfertig vergeudeteten

Solange die USA ihre Geopolitik am Realismus ausrichteten, war diese erfolgreich. Der Niedergang begann mit dem Idealismus



Paul Widmer

Seit 75 Jahren üben die USA die Vorherrschaft in der Welt aus. Eine Epoche nähert sich nun ihrem Ende. Wie fällt die Bilanz aus? Durchzogen. Was haben die Amerikaner erreicht? Um es kurz zu sagen: viel in der ersten, wenig in der zweiten Hälfte.

Die erste Hälfte dauerte vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Ende des Kalten Krieges. Mit dem System der Vereinten Nationen errichteten die Amerikaner eine liberale Weltordnung, und mit ihrer militärischen Macht verteidigten sie Westeuropa. Vorerst hemmten sie die sowjetischen Expansionspläne. Schliesslich brachte Präsident Ronald Reagan, unterstützt von mutigen europäischen Politikern wie Helmut Schmidt, Margaret Thatcher und Helmut Kohl, das Sowjetreich mit einer entschlossenen Nachrüstungspolitik zum Einsturz. Die USA waren nun unangefochtene Weltmacht.

Aber Washington wusste mit der Pax Americana nicht viel anzufangen. Was in den dreissig Jahren unbestrittener Vorherrschaft herauskam, ist ernüchternd. Es mangelte an realpolitischem Sinn. Eine Regierung nach der anderen betrieb eine überhebliche Weltpolitik - unabhängig davon, ob Demokraten oder Republikaner im Weissen Haus sass. Statt auf das Machbare zu achten, wollte man mit aggressiven Mitteln einen

weltweiten Siegeszug von Demokratie und Menschenrechten durchsetzen. Schliesslich war man, wie Bill Clinton sagte, die unabkömmliche Nation.

Das war zweifelsohne so. Aber was hat es gebracht? Clinton schickte als Erster die Nato in einen Angriffskrieg auf dem Balkan. George Bush junior dachte, mit dem Sturz von Saddam Hussein die Diktaturen im Nahen Osten wie Dominosteine zu Fall bringen und in Demokratien verwandeln zu können. Barack Obama traute sich Ähnliches zu. Mit einer aufrüttelnden Rede in Kairo wollte er in der ganzen Region Regimewechsel auslösen. Das Resultat: ein Misserfolg nach dem andern. Auch die humanitären Interventionen in Libyen, Afghanistan und anderswo brachten, so gut sie gemeint waren, kein Ende der menschlichen Misere. Im Gegenteil, sie verschlimmerten sie.

Was kann man daraus lernen? Einiges, sofern man denn will, vor allem, dass man sich nicht ungestraft in fremde Angelegenheiten einmischen oder regionale Kräfteverhältnisse ausser Acht lassen darf. Kurz: Es braucht mehr Realismus und weniger Idealismus, es braucht einen realistisch temperierten Idealismus. Ob das auch gelingt?

Man darf es bezweifeln. Seit mehr als zweitausend Jahren schwingen die Idealisten in der Theorie obenauf. Zwar fliegen sie, wenn es ums Realisieren geht, ein ums andere Mal auf die Nase. Die Attraktivität ihres Programms jedoch schmälert das kaum. Man kann die Idealisten eben nie endgültig widerlegen. Immer besteht theoretisch die Möglichkeit, dass etwas doch noch besser wird. Es ist wie mit dem Radikalsozialismus. Alle Experimente, von Russland über China, Kuba, Kambodscha bis hin zu Venezuela, sind gescheitert. Doch nach jedem



Realisten sind mehr als zufrieden, wenn man das Abgleiten in die Hölle verhindern kann.

Misserfolg steigen die Wunschgebilde wieder wie ein Phönix aus der Asche auf - siehe die Vorboten einer neuen linksradikalen Welle in Westeuropa.

Platon, der Begründer des Idealismus, hatte schon vorgemacht, wie man die Realität ausblendet. Auf Sizilien wollte er zusammen mit den Tyrannen Dion und Dionysius II. seinen Idealstaat in die Praxis umsetzen. Er scheiterte kläglich - nicht nur einmal, sondern zweimal. Aber deswegen rückte er in nichts von seiner Überzeugung ab.

Einen anderen Weg beschritt Thukydides, der den epochalen Krieg zwischen Athen und Sparta studierte. Dieser endete bekanntlich mit dem Untergang Athens. Illusionslos kam der Historiker in seinem Werk «Geschichte des Peloponnesischen Krieges» zum Schluss, die menschliche Natur sei so beschaffen, dass es immer Krieg geben könne. Um diesen zu vermeiden, müsse man aus der Geschichte lernen. Wer die Vergangenheit kenne, sei besser für die Zukunft gewappnet. Seinen Ratschlag kann man so zusammenfassen: Man fährt besser mit bescheidenem Realismus als mit hochfliegendem Idealismus.

Seither hat sich nicht viel geändert. Die Idealisten versuchen nach wie vor, den Himmel auf die Erde zu holen. Die Realisten hingegen sind mehr als zufrieden, wenn man das Abgleiten in die Hölle verhindern kann. Neustes historisches Anschauungsmaterial dazu bietet die Ära der amerikanischen Vorherrschaft mit ihrer vorsichtigen Realpolitik in der ersten und ihrer gescheiterten Idealpolitik in der zweiten Hälfte.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte internationale Beziehungen an der Uni St. Gallen.



Medienkritik

Auch so kann man Medien manipulieren



Stephan Klapproth

Unter den Mediengöttern gibt es einen Pyramidengeist mit Sinn für enthüllenden Humor: Die Moderatorin eines ägyptischen TV-Senders verlas die Meldung vom Tod des inhaftierten Ex-Präsidenten Mohamed Mursi seriös und kompetent. Etwas irritierend nur: Warum beendete die Newsfrau die souverän vom Teleprompter gelesene Meldung mit dem Satz: «Von einem Samsung-Gerät gesendet?»

Unabhängige Beobachter sind sich sicher: Alle ägyptischen Sender hatten den Text zu Mursis Tod aus höchsten Kreisen wörtlich zugemault bekommen. Die Zensoren des Regimes taten das vom Smartphone aus - und irgendein Redaktionsdösel kopierte den Text direkt auf den Teleprompter, ohne den notorischen Hinweis auf den Handyhersteller zu löschen. Dumm gelaufen.

Unter den Mediengöttern gibt es auch ein Wildwestphantom, das allen US-Journalisten Sand in die Augen streut. Die Analyse, wonach Medien in den USA die wahre Strategie von Präsident Donald Trump verkennen, kommt aus überraschender Quelle: vom milliardenschweren Investor Kenneth Fisher. Er staunte, dass niemand den einzigen Zweck von Trumps Dauerfeuer an provokativen Entscheiden und täglichen Skandalchen erkenne, sagte der Börsenguru aus den USA an einem Vortrag in Zürich. Abgelenkt von den Skandalhasen, die Trump täglich loslasse, übersähen die Medienjagdhunde sein einziges strategisches Ziel: die Ersetzung möglichst vieler Richter im Land durch eigene Leute. Präsident Trump, so Fishers glasklare Diagnose, werde mit dieser medialen Blendstrategie die Gewaltenteilung in den USA auf Jahrzehnte zugunsten einer rechtsausen stehenden Judikative verzerren.

Hat Fisher Recht, so ist die Berichterstattung der Medien über Trump auch bei uns naiver, als die ägyptische Prompter-Polizei erlaubt.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Männer, es geht jetzt um Emotionen!



Patrick Imhasly

Und sie haben doch etwas gelernt. Mit dem Segen der Männer hat der Ständerat diesen Mittwoch dafür gesorgt, dass in der Schweiz sanfte Frauenquoten bei der Besetzung von Verwaltungsräten und Geschäftsleitungen grösserer börsenkotierter Unternehmen eingeführt werden. Ob der von der gleichen Parlamentskammer einen Tag später beschlossene Vaterschaftsurlaub von zwei Wochen auch die Debatte im Nationalrat übersteht, wird sich dann im Herbst zeigen.

Rein opportunistische Entscheide seien das, donnern manche Kommentatoren, wie sie eben von Politikern in einem Wahljahr besonders gern gefällt würden. Unter dem Eindruck des vorangegangenen Frauen-

streiks seien wohl ganz einfach die Emotionen mit ihnen durchgegangen.

Politiker achten immer auf ihre Aussenwirkung, das gilt übrigens auch für die Frauen unter ihnen. Doch in diesem Fall kann man ihnen keinen Vorwurf machen: Männer, es geht jetzt wirklich um Emotionen! Ob der Frauenstreik nun ein Streik war, worauf die Gewerkschaften beharren, oder eher ein bunter Aktionstag oder ganz einfach ein gigantischer Akt der Selbstvergewisserung für die Frauen dieses Landes - das spielt keine Rolle. Wichtig ist, dass es den Frauen gelungen ist, mit dieser Manifestation historischen Ausmasses über alle altersmässigen und politischen Grenzen hinweg Solidarität für ihre Anliegen zu demonstrieren, wie es den Männern vermutlich nie gelingen wird.

Im Vordergrund stehen legitime und gesellschaftlich längst akzeptierte Forderungen wie die Lohngleichheit, die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder die Förderung von Teilzeitarbeit. Noch fast wichtiger - das zeigt mir zumindest meine Erfahrung - sind vielen Frauen die weichen Faktoren im Umgang untereinander: Sie haben genug von den Old Boys Clubs, die

immer dann zum Tragen kommen, wenn es irgendwo eine interessante Stelle zu besetzen gibt. Sie pochen stattdessen auf Fairness. Sie wollen gefördert werden, und zwar im Sinn von herausfordern, so wie das Männer allzu oft nur bei ihresgleichen tun. Und sie erhoffen sich, dass die Männer einmal nachfühlen können, wie schwierig es ist, überall und gleichzeitig perfekt zu sein: im Job, im Elternrat und in der Familie.

Wenn die Formel immer noch gilt, dass die Familie die Keimzelle des Staates ist, dann müssen Veränderungen dort ansetzen. Entscheidend ist, welche Rollenbilder Väter und Mütter pflegen und was sie ihren Kindern vorleben. Doch wie macht man das? In unserer Familie diskutieren wir nur selten vor den Kindern über Gleichstellungsfragen. Zumindest der Kleine hat keine Ahnung davon, was ein Bonus ist, der angeblich bei den Lohnzahlungen von Frauen konsequent tiefer ausfällt. Und es käme mir nie in den Sinn, meine Söhne in ihrem schriftlichen Ausdruck zum korrekten Umgang mit dem Gendersternchen anzuhalten - weil ich das selbst nie begriffen habe und weil sie mit der klassischen Grammatik mehr als genug zu tun



Wenn die Formel immer noch gilt, dass die Familie die Keimzelle des Staates ist, dann müssen Veränderungen dort ansetzen.

haben. Dafür wissen die beiden: Mama organisiert die Kindergeburtstage, Papa das Ferienprogramm; an Mamas Arbeitstagen hat sie das Recht auf Open End und kommt abends vielleicht zum Essen, vielleicht auch nicht, und wenn Papa zu Hause diese Kolumne schreibt, darf er unter keinen Umständen gestört werden.

Kürzlich hat mir mein älterer Sohn erzählt, sie hätten in der Schule den Film «Die göttliche Ordnung» über den Kampf zur Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz im Jahr 1971 geschaut. Sein Lehrer sei von dem Drama dermassen betroffen gewesen, dass er sich eine Träne abgewischt habe. Meinem 13-jährigen Sohn war diese Situation aber nicht etwa völlig peinlich, wie ich zunächst vermutete. Im Gegenteil: «Das war herzig», erklärte er mir. «Der Lehrer hat seine Gefühle gezeigt, das hat ihn total sympathisch gemacht.» Als ich das hörte, war ich meinerseits fast zu Tränen gerührt. Vielleicht haben wir in unserer Familie ein paar Dinge doch richtig gemacht.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».